

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 36.

Fünfter Jahrgang.

7. September 1861.

Aufwärts.

Aufwärts bis zum Wolfensaum
Seh' ich Vöglein schweben;
Aufwärts jedes Blatt am Baum,
Jedes Händchen streben.

Aufwärts seh' ich aus dem Meer
Hoch die Woge steigen;
Aufwärts Felsen um mich her
Nach den Wolken reichen.

Alle möchten deinem Schooß,
Erde, sich entringen,
Und sich frei und fessellos
In den Himmel schwingen.

Aber Alle sinken matt
In den Schooß dir wieder.
Und getäuschter Hoffnung satt,
Essen sich die Glieder.

Nur der Geist, der dich erkannt,
Fühlt sich dir euthoben,
Schwingt, von heil'ger Gluth entbrannt,
Jauchzend sich nach oben.

Julius Stumm.

Gestorben — und vergessen.

Novelle von F. Bruno Id.

(Fortsetzung.)

Der Unglückliche steht einen Augenblick wie erstarrt, er weiß nicht, wie ihm geschah; endlich wankt er zum Hause hinaus, unfähig eines Gedankens. Wie er nach Hause gekommen, er weiß es nicht. Der Himmel war nicht eingefallen, die Häuser nicht über ihn zusammengestürzt. Die Welt ging dahin — nur ein Menschenherz war für seine Lebenszeit geknickt. — Dumpf brütend saß er daheim. —

Und jetzt holte er sie heraus, alle seine Manuskripte, seine Lieder, seine Uebersetzungen, sein Trauerspiel. — Wie elend machte dieß Alles ihn. — Er blätterte in dem Legteren; er las bald hier, bald dort — dann aber sprang er plötzlich auf, nahm es — und warf es in die Glut des offen stehenden Kamins. — Er sah es aufleuchten, aufstakern — und verkohlen; es war verkohlt. — Er sah es — und ein leises, schmerzliches: „Sin!“ fuhr über die Lippe.

Jetzt griff er nach seinen Liedern, die fein und sauber abgeschrieben, ihm zunächst lagen. Er sah sie an, wehmüthig ernst; grenzenlos traurig, wie ein Vater sein für ewig schiedendes Kind anblickt. „Ihr meine Herzensblüthen,“ sprach er; „Niemand soll euch noch jemals lesen. Fahret wohl; und mit euch ein ganzer Himmelstraum von Glück und Freude; ein Meer von Hoffnungen, von zukünftigem Ruhm! — Niemand! Niemand! seh' euch wieder. Für sie waren sie gesungen, für sie gedichtet; ihr allein galt dieser Hymnus des Gefühls. Fort, fort! mit euch; damit unberufene Augen euch nicht finden — um vielleicht einen Spott mit euch zu treiben. Ha! oder wohl gar, daß sie eines dieser Lieder zu Gesicht bekäme — und lache! — Herr! schütze mich, daß mich nicht Wahn Sinn fasse! — Darum fort, fort mit euch — ehe es zu spät.“ — Und in das Feuer flogen die Lieder, diese Spenden eines edlen, hochbegabten Herzens; werth, der Mit- und Nachwelt zur Freude zu dienen. Sie waren hin — er sah's — und weinte bitterlich. Lange, lange saß er so. —

Jetzt dröhnte ein fester, militärischer Schritt, die Thür ging auf, der Korporal erschien. Hilscher, der heut noch als Gemeiner diente, da seine Einkleidung als Kadett erst morgen erfolgen sollte, wurde zu sofortigem Antreten kommandirt. Er griff zum Gewehr — und folgte mechanisch dem Vorgesetzten.

Mit ihm zugleich waren noch andere fünf Mann beordert. Lautlos schritten Alle durch die ruhigen, abenddämmerungsstillen Straßen dahin. Der unglückliche Hilscher sah, hörte und fühlte Nichts. Stumm schritt er den Anderen zur Seite. — Jetzt standen sie vor dem Hause der Militär-Erziehungsanstalt des Regiments. Vier Mann wurden kommandirt, die Thür zu besetzen und Niemand heraus oder hinein zu lassen; die zwei übrigen, unter diesen Hilscher, mit dem Korporal an der Spitze, schritten in das Haus hinein. Wie viele Jahre hatte der Dichter, als Knabe in diesem Hause gelebt; jeder Gang, jede Thür, jedes Zimmer war ihm bekannt. Hier hatte er die ersten jugendlichen Träume von zukünftigem Glück geträumt; hier hatte er die ersten Eindrücke, die Kunst, Poesie und Wissenschaft zu geben vermögen, in sich aufgenommen; hier hatte er an der Hand eines gütigen Lehrers Schillers Dichtungen zuerst kennen gelernt; hier hatte er mit Lust und Eifer fremde Sprachen getrieben. — Wie oft war er, nachdem er im Jahre

1822, wie man zu sagen pflegt, ausgemustert worden war, und als Gemeiner in das Regiment eingestellt wurde, nach diesem Hause zurückgekehrt — um hier, an der Seite eines gebildeten Freundes auszuruhen von den Erbärmlichkeiten seiner Umgebung, die ihn zu erdrücken drohten. Damals war er wohl zuweilen elend; jetzt aber war er grenzenlos unglücklich. —

Und weiter gingen die Drei Schritt um Schritt die langen schallenden Gänge entlang, die Treppe hinauf; Hilscher kannte jede Stufe derselben. Jetzt ging es einer Thür zu, die ihm so wohl bekannt war, und die sich ihm oft zu frohem Genuße geöffnet hatte. — Man trat ein — es war das Zimmer seines Freundes, es war die Wohnung des unglücklichen Dahl. Dieser aber saß am Tisch, er hatte geschrieben. Ruhig legte er die Feder zur Seite, als er die Eintretenden erkannte. Er strich sich mit der Hand das blonde Haar von der Stirn — dann stand er auf, ruhig, fest — schritt dem Korporal mit tief-ernstem Gesicht entgegen — und sagte: „Ich weiß, was Sie zu mir führt; erfüllen Sie Ihre Pflicht. — Ich bin Ihr Gefangener!“

Hilscher, der zur Seite der Thür Posto gefaßt, schrak zusammen, er blickte fragend auf. Dahl bemerkte es — und sich zu dem jugendlichen Freunde wendend, und demselben die Hand auf die Schulter legend, sagte weich, liebevoll, wie ein Vater zu dem Sohne, von dem er Abschied nimmt: „Ade! mein Freund! Wurf nicht den Stein auf mich — und glaube nie den Worten, die man Dir von mir wird sagen. In den Augen der Welt muß ich als schuldig erscheinen — um vor einem höheren Richter gerechtfertigt dazustehen — Lebe wohl! — Ich weiß, was Dich betroffen, verzage nicht.“

Und ehe der Erstaunte noch wußte, wie ihm geschah, wie er dieß Alles sich zu deuten habe, fühlte er sich von Dahl umarmt, flüchtig, rasch, herzinnig. Dann vernahm er noch die Worte: „Nun fort — zum Kriegsgericht“ — und hinaus ging es, den Gefangenen in der Mitte, die Treppe hinab, zum Hause hinaus, die Straße entlang.

Das Gericht war bereits versammelt. Man führte den Gefangenen vor. Die Thüren wurden geschlossen, das Verhör begann. —

Draußen auf dem Gange standen die Soldaten, unter ihnen Hilscher. Niemand sprach. Und eine Stunde verging. Immer ängstlicher, immer banger klopfte die Brust des jugendlichen Soldaten. Er trat der Thüre nahe, er lauschte. Es war Nichts zu vernehmen; nur das Klopfen seines Herzens wurde laut. — Die Nacht brach ein. Dunkler, dunkler wurde es. Endlich kirrte der Riegel; die Thür ging auf, die Wache wurde gerufen. Ein Wink, ein Wort! — Man nahm den Gefangenen in die Mitte. Fest, ohne Wort, ohne Gruß ging es hinaus die Straße entlang, dem Prozeß-Arreste zu. Das Urtheil war gefällt. Dahl war, wie es hieß, wegen eines bedeutenden Subordinations-Vergehens zum Gemeinen degradirt.

Kein Seufzer, kein Laut, kein Wort entfuhr der Lippe des Verurtheilten. Jetzt war man dem Arresthause nahe;

die Thür des Gefängnisses, in dem der Unglückliche diese Nacht zubringen sollte, um morgen als Gemeiner eingekleidet zu werden, wurde geöffnet. Dahl drückte seinem Freunde flüchtig die Hand, er bat leise: „Trift einen Schritt zur Seite. Es geschah, die Thür wurde frei. Dahl ergriff sie — und schlug die geöffnete hinter sich zu, zugleich einen Riegel von Innen vorschiebend.

Alle waren durch dieß gänzlich Unerwartete im ersten Augenblicke wie gelähmt. Jetzt rüttelte der Korporal an der Thür — keine Antwort; er rief — er nahm einem der Gemeinen das Gewehr vom Arm — und schlug mit dem Kolben gegen die Thür. — Alles blieb still. Jetzt! ein Laut drinnen, wie wenn der Hahn eines Gewehres knackt — ein Schuß — ein Körper fällt zu Boden.

Die Thür wird mit Gewalt geöffnet. Dahl liegt in seinem Blute — er hat sich erschossen. Wie er zu dem Gewehr gekommen, wie dasselbe vorher unbeachtet war hineingebracht worden — es blieb ein Geheimniß. — Niemand hat es erfahren, Niemand hat es erkundet.

Hilscher wandt nach Hause. Ein hitziges Fieber erfaßt ihn. Die Liebe verloren — der Freund dahin. Es war zu viel für ein Menschenherz. Wochenlang kämpfte und rang er mit dem Tode. — Und als er endlich genas, war es doch der Körper nur, der zu neuem Leben erstand; sein Herz blieb gebrochen, sein Geist düster, ernst. Kein Lächeln umschwebte jemals die Lippe wieder. Sein Geschick fand allgemeine Theilnahme. Ihn berührte dieselbe nicht; er sah in jedem freundlich gespendeten Wort eine Schlange, die sich unter Blumen barg. Er war mit sich, mit der Welt zerfallen. Man hatte sein heiligstes Gefühl verhöhnt, verspottet; sein Freund lag an öder Kirchhofsmauer im schmucklosen, dornenumwucherten Grabe: was hatte er noch zu hoffen?

In dieser Stimmung wurde er einst zu dem Chef seines Regiments beschieden. Der alte Herr kam ihm freundlich, zutraulich entgegen; man sah es, er hegte die Hoffnung, daß dasjenige, was er dem Genannten zu verkünden habe, für denselben etwas Freudiges sein werde. Nicht, wie der Vorgesetzte zu dem Untergebenen, sondern wie der väterliche Freund zu dem jugendlichen Freunde spricht, so sagte er: „Hilscher! Es macht sich, wollen Sie nach Italien?“

Der aber, der verkannte die gute Absicht seines Chefs; er glaubte, man wolle ihn nur auf gute Weise entfernen, ihn von dem Orte senden, wo er zum Gespött eines lieblosen Mädchens gedient hatte. Kurz, militärisch, in trockener Subordination, sagte er daher: „Zu Befehl!“

Doch der alte Herr glaubte, der junge Mann habe sein Anerbieten nicht ganz verstanden, er wisse nicht genau, worum es sich handle; leutselig sprach er daher: „Dacht, müßt! Ihnen lieb sein, als Dichter nach dem Lande der Kunst zu kommen. Also nochmals: Es ist Gelegenheit, Sie nach Italien zu versetzen!“

Aber der junge Mann verstand ihn nicht, er wollte ihn nicht verstehen. Kurz, in starrer Subordination sprach er wieder: „Wie Sie befehlen!“

Und ob der Chef auch nochmals sagte: „Verstehen Sie mich nicht falsch; ich meine es gut; es hängt nur von Ihnen ab: Wollen Sie nach Italien? Hatte er dennoch nur wieder die kurze, kalte Antwort: „Wie Sie befehlen;“ so daß der Chef unruhig rief: „Nun denn zum Teufel, so befehle ich, daß Sie sich entfernen!“ —

Hilfscher hatte die Günst seines Obern verscherzt; er war von nun ab in den Augen desselben ein Undankbarer; ein Mensch, der sein Schicksal verdiente. Niemand beachtete ihn jetzt noch. Die Lieder seiner Brust waren verstummt; einsam, einsam ging er durch's Leben — in Gram versunken. Die Welt aber dachte seiner nicht mehr, sie vergaß ihn! — (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Heimat.

II.

Sir Humphry Davy's Reisen in Krain.

(Fortsetzung.)

Aus dem, von Davy's Reisebegleiter Tobin geführten Tagebuche (Journal of a Tour made in the years 1828—29 through Styria, Carniola and Italy, whilst accompanying the Late Sir Humphry Davy. By. J. J. Tobin M. D. London 1832, mit Stahlstichen, darunter eine Ansicht von Veldeck), dürften die unsere Gegenden berührenden Stellen nicht ohne Interesse sein, und wir geben sie nachstehend in getreuer Uebersetzung:

Kirschentheur 3. Mai 1828.

Unsere Vorbereitungen für die Abreise am heutigen Morgen schienen auf einen sehr anstrengenden Weg zu deuten, denn unser Wagen wurde mit sechs Pferden, zwei Postillon und zwei Leitseilen versehen. Wir fuhren um 7 Uhr ab und nach einer halbstündigen Fahrt kamen wir an den Fuß des Poibels, oder richtiger gesagt, an den Fuß eines kleinern Berges, der vor den Alpen liegt, zu dessen Gipfel wir auf einer trefflichen Straße hinaufahren, welche an vielen Stellen durch die Kalksteinfelsen gebauen ist. Vom Gipfel, schon aus einer beträchtlichen Höhe, blickten wir hinab auf die Straße vor uns, welche schönen, über einander aufgebauten Terrassen gleich, die so senkrecht unter unseren Füßen lagen, daß es fast unmöglich schien, ohne unmittelbare Gefahr die Tiefe zu erreichen. Aber die Zügel wurden angezogen und wir kamen Alle wohlbehalten auf der letzten Terrasse an, welche von einem über eine tiefe Klüft gespannten erhabenen Steingewölbe gebildet wird. Dann verfolgten wir unseren Weg durch ein schönes Thal, von prachtvollen Felsen eingeschlossen, gekrönt von Wäldern mannigfacher Gestalt, über welchen die weißen Schneefelder erschienen. Endlich erreichten wir den Fuß des Poibl selbst und fuhren die Höhe hinauf, was nur 4 Stunden dauerte. Die Straße, überall ausgezeichnet und im besten Stand, schlängelt sich im beständigen Zick-Zack aufwärts, bis sie den Gipfel erreicht. Hier ist eine Oeffnung in den dichten Fels

gebauen, von welcher sich eine ausgedehnte und prachtvolle Fernsicht dem Auge des eben von unten kommenden Reisenden darbietet; man glaubt auf eine ungeheure Ebene hinaufzusehen, aber diese Ebene ist von den Gipfeln der kleineren Berge gebildet, alle schön bewaldet, während uns rings eine lange Kette felsiger Alpen umgibt, deren Rämme mit Schnee bedeckt sind und wir die Straße vor uns sich durch ein tiefes Thal schlängeln und endlich in den Wäldern verlieren sehen.

Auf diesen Alpen zeigt sich der Fortschritt der Vegetation in seinen Abstufungen deutlich; zuerst erscheint die Buche, deren Laub sich eben entfaltet hat, fast bis auf 4000 Fuß Höhe reichend; dann folgt die dunkle Fichte und die Tanne, deren tiefe Färbung so schön vom hellen Grün der Laubwälder abhellt, und ober ihnen wieder die düstere Haide, zusammen grenzend mit nackten und unwirthlichen Felsen, oder mit Feldern ewigen Schnees.

Auf der Straße trafen wir wenig Schnee und diesen nur nahe am Gipfel des Passes; bei der Ankunft auf demselben wurden unsere drei Extraperde ausgespannt, die Hinterräder gesperrt und dann ging es abwärts; der Abhang ist auf dieser Seite viel steiler und man sieht von der Höhe eine Terrasse unter der anderen liegen, bis in das Thal hinab. Wir kamen glücklich hinunter, nachdem wir jedoch nicht ohne Schwierigkeit einem in der Mitte der Straße, in festem Schlafeliegenden Betrunknen ausgewichen waren. Wir fuhren dann weiter durch das Thal bis Neumarkt (Neumarkt) in Krain, welches Land wir schon auf der Spitze des Poibl betreten hatten; es ist dies ein kleines Städtchen, hübsch gelegen in einer Schlucht und rings von Bergen umgeben; es ist die erste Station nach Kirschentheur und wir erreichten es gegen 2 Uhr, so daß die Passage über den Poibl 7 Stunden in Anspruch genommen hatte. Nachdem wir hier gespeist, reisten wir weiter nach Krainfurth (Krainburg), eine hübsche Stadt, von beträchtlicher Größe, am Savestfluß. Da der Abend schön war, ging Sir Humphry fischen, fing aber nichts.

4. Mai 1828.

Wir verließen Krainfurth (Krainburg) um 8 Uhr und langten nach einer angenehmen, aber, wie gewöhnlich, schwermüthigen Fahrt in Laibach gegen 12 Uhr an und bezogen unsere Wohnung im Gasthofe Dettela*), obwohl dieses nicht das erste ist; der „wilde Mann und die „Stadt Trieste“ sind beide bessere Gasthäuser und angenehmer gelegen. Aber Sir Humphry zog jenes vor, weil, wie er sagte, er dort vor zehn Jahren gewohnt, so wie auch im Jahre 1827, als er in einer schweren Krankheit viele Aufmerksamkeit von Einigen aus der Familie des Inhabers erfuhr.

5.—17. Mai 1828.

Sir Humphry ging gewöhnlich den ganzen Tag auf die Jagd und brachte täglich Wachteln und Rallen (Cendrills) nach Hause, aber Schnepfen sind selten. Ich begleite ihn selten auf diesen Ausflügen, denn er ist kein Freund einer zweiten Büchse und ich kann ihm auch von keinem Nutzen sein, da er außer dem Diener immer noch einen Forstknecht mitnimmt. Nach dem Diner geht er gewöhnlich eine oder zwei Stunden fischen und Abends, nachdem ich ihm vorgelesen, machen wir in der Regel ein Spiel Ecarté.

Wir sind hier im Herzen von Krain und es scheint, als wären wir bereits an den Grenzen Deutschlands; denn der größere Theil der Bewohner sind Servier (Servians) und zeigt sich sowohl in Sitten und Gebräuchen, als auch in der Sprache von den nördlichen Deutschen verschieden;

*) In der Franziskanergasse, wo jetzt das Fischer'sche Gasthaus.

die Landleute sind kriechend gegen ihre Vorgesetzten, häuslich und unhöflich gegen Fremde und über die Massen unwissend. Die einzige Sprache, die sie verstehen, ist die slovenische (Slovenian) oder krainerische, welche eine große Verwandtschaft mit der Russischen haben soll; man hat mir erzählt, daß, wenn die russischen Truppen in diesem Theile Europa's waren, sie mit dem Landvolk auf gutem Fuße standen, da sie sich unter einander verstanden. Der Klang der Sprache ist nicht hart oder unangenehm, einen oder zwei Buchstaben ausgenommen, welche in den meisten europäischen Sprachen nicht vorkommen. Solche, die Deutsch und Krainerisch verstehen, versichern mir, die letztere Sprache besitze keine geringere Ausbreitung und Macht als die Deutsche. Die höheren und Mittelklassen sprechen größtentheils deutsch, viele auch italienisch, und haben ein höfliches und feines Benehmen.

Die Stadt Laibach, obwohl von ziemlicher Größe und einer Bevölkerung von etwa 15.000 Einwohnern, bietet nichts Interessantes. Der Laibachfluß theilt sie in zwei Theile; ein träger und meist trüber Strom, von keiner großen Breite. Vier oder fünf hölzerne Brücken verbinden beide Stadtheile. Sie sind breit und erscheinen wie eine Fortsetzung der Straßen, indem sie auf beiden Seiten mit Reiben von Läden besetzt sind, so daß der Fußgeher nicht gewahr wird, daß er den Fluß überschritten hat. Die Straßen sind meist eng und finster und von den zahlreichen Kirchen ist die bischöfliche Kirche die erste. Auf einem Hügel ober der Stadt sind die Reste einer alten Feste, welche jetzt bloß als Gefängniß dient. Die Aussicht von derselben ist schön und ausgedehnt, indem man eine ungeheure Ebene überblickt, begrenzt auf einer Seite von der stolzen Kette der Kräntner Alpen und auf der andern Seite von niedrigeren Bergen, mit einem zusammenhängenden und unermesslichen Wald, der alten sylva Hercynia, welcher fast bis an die Grenze der Türkei reicht; näher an der Stadt ist eine große Menge von Marschen, der Schauplatz von Sir Humphry's täglichem Jagdvergnügen. Die Garnison ist ansehnlich, und sowohl Offiziere als Mannschaft sind schöne Leute, die in ihren weißen und lichtblauen Uniformen sehr gut aussehen.

18. Mai 1828.

Wir verließen Laibach heute Morgen und Sir Humphry beabsichtigte, nach Ischl zurückzukehren, aber auf einer andern Straße, als die wir früher verfolgt. Er würde zuverlässig seinen Aufenthalt in Laibach verlängert und seine Jagd- und Fischereiausflüge fortgesetzt haben, trotz dem Wetter, welches schon sehr warm zu werden anfing, hätte er nicht die Mittheilung von der Polizei erhalten, daß er die Jagd nicht fortsetzen dürfe, da die Brutzeit eingetreten sei. Ein hübsches kleines Pferd, welches Sir Humphry vor einigen Tagen um die unbedeutende Summe von 5 Pfund gekauft, wurde an den Wagen angebunden und lief mit. Wir verfolgten unsere alte Straße nach Krainburg, wo wir in das Savethal ablenkten; den Ufern entlang kamen wir nach Savhitz (?) ein kleines Dorf von nur wenigen Häusern, wo man an Reisende nicht gewöhnt schien, denn das Posthaus war nicht einmal mit etwas Butter oder Käse versehen. Das Thal zwischen diesem Ort und Aßling wurde immer schöner und erhabener, als wir weiter kamen. Auf einer Seite nackte und schwarze Felsen, welche ihre schneebedeckten Gipfel in den Wolken verbergen, und die und da entdeckt das Auge eine Spur von einem der alten Alpenpässe, welche die Römer angelegt, und welche Trajan und seine Legionen während der von diesem Kaiser in diesem Theil Germaniens geführten Kriege wahrscheinlich oft überschritten; auf der andern, der linken Seite des Thales sind die Berge niedri-

ger und scheinen in der Schönheit und Leppigkeit ihrer Buchenwälder zu strahlen, durch deren Laubwerk Felsen von grauem Kalkstein hervorblicken. Die klaren blauen Wellen der Sava fließen durch die Mitte des Thales, indem sie in ihrem Laufe viele kleine Nebenflüsse auf beiden Seiten aufnehmen. In der Nähe von Aßling wird der Kontrast weniger auffallend; das Thal scheint sich zu schließen, die Felsen und die Wälder fließen zusammen, und über diese hinaus in der Ferne zeigen sich die schneeigen Spitzen des Terglau und der Skerbina (?) zwei erhabene Berge im Bocheiner Bezirk. Aßling ist ein hübsches kleines Dorf an der Sava, beinahe ganz im Walde versteckt. Links von der Einfahrt ist eine große Eisengießerei, und auch die Ueberreste einer unglücklichen Kettenbrücke, die beim ersten Versuch wich. Das Posthaus, wo wir unser Nachtlager nahmen, ist ein sehr guter Gasthof und der Gastwirth besonders zuvorkommend. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Der Winter-Feldzug des Revolutionskrieges in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Von einem österreichischen Veteranen. Leipzig. J. L. Schrag's Verlag (H. G. Hofmann.) 1861.

Die Revolutionsgeschichte der 48er Jahre in Oesterreich ist noch in mancher Beziehung unvollständig dargestellt, ja, manche Partien ist noch gar nicht beschrieben und doch ist nöthig, daß es geschehe, so lange noch Augenzeugen leben. Eine authentische Darstellung der Revolution und ihrer Bekämpfung in Siebenbürgen muß daher als ein werthvoller Beitrag zur neueren Geschichte Oesterreichs willkommen sein, zumal, wenn sie, wie vorliegende, von einem Augenzeugen und Mitkämpfer mit aller Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe geboten wird.

Das Werk beginnt mit einer kurzgefaßten Geschichte Siebenbürgens von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1848, bis zur verhängnißvollen Epoche des Revolutionsausbruches, nebst einer Beschreibung der drei privilegierten Nationen, den Ungarn, Eszellern und Sachsen (die Romanen waren in einem rechtlosen Zustande) der vormaligen Regierungsform und Eintheilung des Landes. Hierauf folgen die dem Kriege vorangehenden, sich überschneidenden politischen Ereignisse; den Zeitraum vom März bis Oktober 1848 umfassend, worauf dann der, den ganzen Feldzug vom 18. Oktober bis zur Schlacht bei Mediasch und dem unmittelbar hernach eingetretenen Rückzug der kaiserlichen Truppen in die Walachei umfassende Zeitraum behandelt und das Werk damit geschlossen wird.

Den Truppen, die mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Entbehrungen aller Art tapfer für die Rechte des Thrones und die Erhaltung der Gesamtmonarchie kämpften, läßt der Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren; die Fehler aber, welche begangen wurden und welche die Räumung der Provinz von den operirenden schwachen Armeekorps nach sich zogen, sind weder beschönigt, noch verschwiegen, sondern genau der Wahrheit gemäß dargestellt. Das Werk ist daher nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Militär, für den Strategen sehr interessant. Ob der Verfasser auch eine Geschichte der Wiedereroberung Siebenbürgens, die unter andern Verhältnissen begonnen und mit dem Niederwerfen der Revolution beendet wurde, schreiben wird, hat er nicht ausgesprochen.